

Das Zuhause im Wohnpflegeheim

Teil 5 der OZ-Serie: „Die Lebenshilfe in Osterhofen“ – Ein Blick in die eigenen vier Wände der Bewohner

Von Markus Berer

Osterhofen. Für die Bewohner des Wohnpflegeheims der Lebenshilfe in Osterhofen ist dieses mehr als eine Einrichtung. Es ist ihr Zuhause. Seit fast zehn Jahren leben hier schwerstbehinderte Menschen. Menschen, die sonst um einen Platz in einer Unterbringung kämpfen müssen. Leiterin Sandra Gruber erklärt die Funktionsweise und Herausforderungen, aber auch die schönen Seiten dieses Wohnmodells.

Das Wohnpflegeheim hat die Lebenshilfe zusammen mit der Förderstätte im Herbst 2016 errichtet. Insgesamt bietet es Platz für 24 Bewohnerinnen und Bewohner. „Wir haben 22 Einzelzimmer und ein Doppelzimmer“, sagt Sandra Gruber. Die Bewohner sind in drei Gruppen mit je acht Personen aufgeteilt. Jedes Stockwerk beherbergt eine Gruppe. „Aktuell haben wir 20 Plätze belegt.“ Jedes Zimmer hat ein eigenes Badezimmer, jede Wohngruppe verfügt über eine Küche, einen Wohn- und Essbereich sowie ein behindertengerechtes Pflegebad.

Körperliche und geistige Einschränkungen

Die Funktionsweise erklärt die Leiterin so: „Prinzipiell ist das Wohnpflegeheim eine Einrichtung für schwerst mehrfach behinderte Erwachsene.“ Beispielsweise Personen mit Down-Syndrom oder Angelman-Syndrom, aber auch Menschen mit unterschiedlichen Verhaltensauffälligkeiten gebe es in der Einrichtung. Ab dem 18. Lebensjahr können Bewohner dort betreut werden. „Im besten Fall dürfen sie bis zu ihrem letzten Lebensjahr bei uns wohnen bleiben.“ Die Bewohner sind derzeit zwischen Ende 20 und Anfang 70.

„Alle unsere Bewohner haben eine geistige Behinderung, eine mittelgradige bis hohe Intelligenzminderung sowie oftmals körperliche Einschränkungen“,



Beim Sommerfest im Wohnpflegeheim feiern die Bewohner gemeinsam mit Angehörigen. Simon Maidl (mitte) zusammen mit seiner Mutter Veronika Maidl (r.) und einer gemeinsamen Freundin. – Fotos: Lebenshilfe



Frühlingsgefühle gibt es bei Josef Hartl mit Seifenblasen und frischen Blumen.



Strahlend angekommen ist Martin Pawlik im neuen Wohnbereich des Wohnpflegeheims.

erklärt Sandra Gruber. Menschen mit rein psychischen oder rein körperlichen Beeinträchtigungen könnten nicht betreut werden.

Die Eingewöhnung neuer Personen gestalte sich als langwieriger Prozess. „Wenn jemand das erste Mal zu uns kommt, sind die ersten sechs Monate von einer Eingewöhnungsphase geprägt“, erklärt Gruber. „Das ist, wie wenn man privat umzieht.“ Einen Vergleich zieht sie zu einer Wohngemeinschaft oder Geschwistern, mit denen man nicht immer gut auskomme. „Bei uns geht es natürlich auch darum, dass Bewohner miteinander gut klarkommen.“

Freundschaften unter den Bewohnern seien schwierig, aber trotzdem möglich. „Wir

haben zwei Bewohner, die große FC Bayern-Fans sind“, sagt Sandra Gruber. „Sobald ein Spiel läuft, kommt einer der Bewohner in das Zimmer des anderen und sie schauen das kommentarlos an.“ Wenn Sandra Gruber von ihren zwei FC-Bayern-Fans erzählt, muss sie schmunzeln. Viele der Bindungen liefen nonverbal ab, weil sich die Bewohner nicht so gut ausdrücken können.

Im Wohnpflegeheim werde nach dem „Normalisierungsprinzip“ gearbeitet. „Ja, ein Bewohner hat einen erhöhten Hilfebedarf auf vielen Ebenen, aber was er selbst machen kann, das sollte er auch tun dürfen“, sagt Gruber. Wenn Wäsche falten oder bügeln nicht gehe, könne er beim Sortieren helfen. „Wenn er keine Mahlzeit selbst

zubereiten kann, dann kann er vielleicht helfen, das Gemüse zu schneiden“, nennt die Einrichtungsleiterin ein weiteres Beispiel.

Oberstes Gebot der Arbeit im Wohnpflegeheim sei, Ressourcen zu erhalten und zu fördern. Das Ziel ist laut Sandra Gruber eine Lebensgestaltung, die so normal wie möglich ist, mit so viel Hilfe wie nötig. Die pädagogische Arbeit orientiere sich stark an der Individualität und der Biografie der einzelnen Bewohner. Eine wertschätzende Haltung gegenüber der Bewohner bilde dabei das Fundament der Zusammenarbeit.

Trotz der körperlichen und geistigen Einschränkungen der Bewohner seien diese emotional sehr aufnahmefähig. „Bewohner haben ganz feine

Antennen auf emotionaler und persönlicher Ebene“, sagt Gruber. Jeder Bewohner hat auch einen „Bezugsbetreuer“, der etwas mehr auf persönliche Belange wie Geburtstage achtet.

Von den 20 Bewohnern, besuchen 15 die Förderstätte nebenan. „Im Wohnpflegeheim spricht man von ‚Arbeit‘, wenn die Bewohner die Förderstätte besuchen.“ Die restlichen fünf Personen werden im Rahmen der Tagesstruktur im Wohnpflegeheim betreut.

In der Tagesstruktur werden die Bewohner ähnlich betreut wie in der Förderstätte. „Die Intensität wird natürlich um ein Vielfaches heruntergebrochen“, erklärt Gruber. Das Programm umfasst Gymnastik, kreative Angebote oder Spaziergänge. Dabei arbeitet die Einrichtung mit Therapeuten, Ärzten und heilpädagogischen Fachdiensten zusammen.

Hoher Personalbedarf im Schichtdienst

Im Wohnpflegeheim sind derzeit 37 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen angestellt. „Und das in den verschiedensten Stundenmodellen“, sagt Gruber. Von Vollzeit bis Minijob sei alles möglich. Die Hauptbelastungszeiten für das Personal seien morgens und abends.

Mitarbeiter müssten aufgrund des Schichtsystems äußerst flexibel sein. Leiterin Sandra Gruber sieht durch diese Herausforderungen aber auch Potenzial für Spannungen im Privatleben der Mitarbeiter. Klassische Berufsbilder umfassen Heilerziehungspfleger, Erzieher oder Kranken- und Altenpfleger.

Natürlich sei nicht jeder Tag im Wohnpflegeheim einfach. „Es ist auch wichtig, dass man dann eine klare Grenze zieht“, erklärt Gruber. „Auf der anderen Seite geben die Bewohner unheimlich viel zurück.“ Der Fachkräftemangel stelle auch den Betrieb des Wohnpflegeheims immer wieder vor Herausforderungen. Für Sandra Gruber überwiegen aber die Vorteile des Berufs.